

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 3

Artikel: Die Bergdörfer Hirzel, Schönenberg und Hütten : in
kulturgeschichtlicher Darstellung [Schluss]
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bergdörfer Hirzel, Schönenberg und Hütten

in kulturgeschichtlicher Darstellung. (Von Gottlieb Binder.)

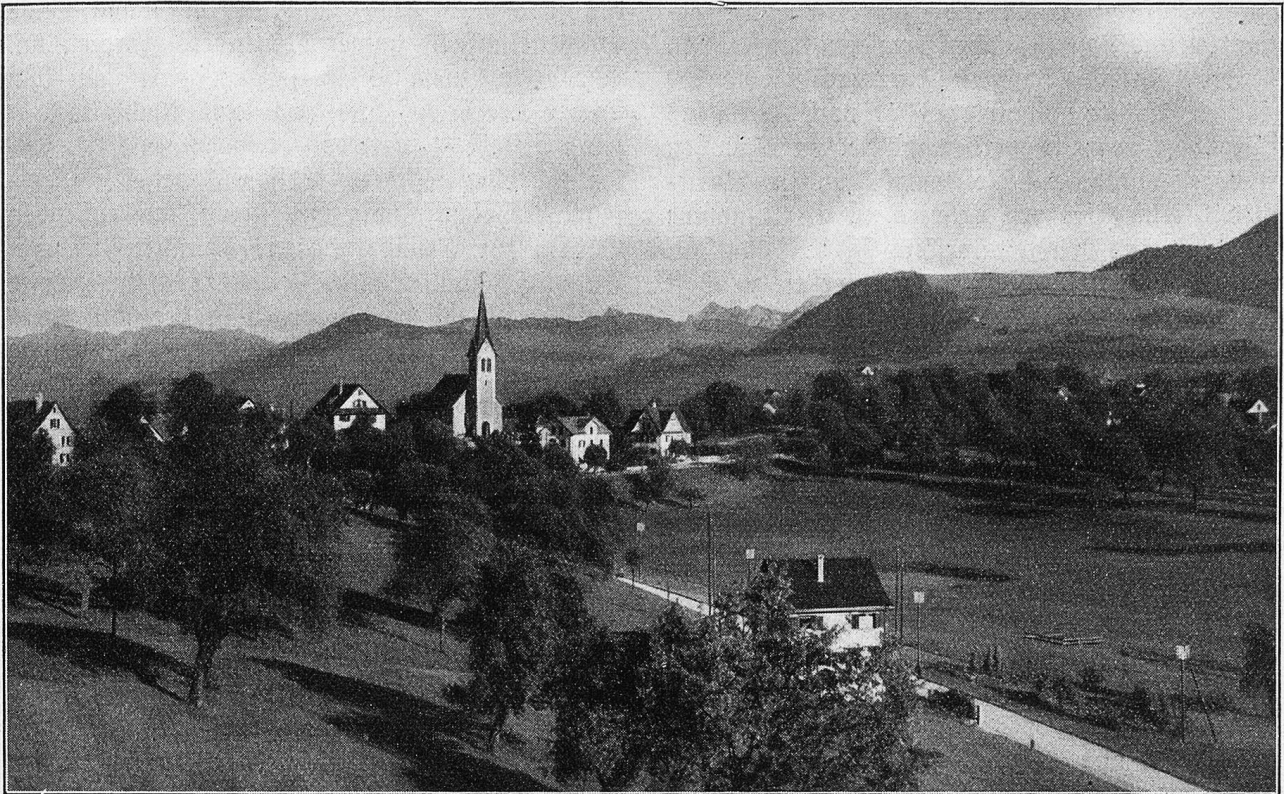
(Schluß.)

Ein sehr freundliches Bild bietet das auf son- niger Höhe zwischen See und Sihltal gelegene Schö- nenberg (728 Meter), das wegen der freien Lage und der schönen Aussicht seinen Na- men mit Recht trägt. Der Ort gehörte früher zum Wädenswiler Berg, wie Hirzel zum Hor- genberg, und war politisch und kirchlich mit Wä- denswil vereinigt. Von alters her ward der Wä- denswiler Berg eingeteilt in die Wachten „ob“ und „unter der Aa“, und seine Bewohner wurden Berg- oder Waldleute genannt. Begütert waren einst in Schönenberg die Abtei und das Spital in Zürich und das Kloster Wettingen. Den Na- men Schönenberg kannte man vor 1700 nicht; die Stätte, wo heute das Dorf mit der Kirche steht, trägt auf Gygens Karte von 1667 die Bezeich- nung Geißfehen. Jakob Pfister schreibt in sei- nen „Ortsnamen der Pfarrei Wädenswil“: „Der Name Schönenberg, den ich zum erstenmal in einem Aktenstück vom 6. Januar 1703 finde — in einem andern vom 9. Januar steht „Sonnen- berg“ —, soll nach mündlicher Überlieferung, die ins 18. Jahrhundert zurückreicht, veranlaßt wor- den sein durch die Wädenswiler, die beim Schö- nenberger Kirchbau Frondienste leisten mußten und (ironisch) zu sagen pflegten: „Mer wänd i de schön Berg ufe!“

Der Bau des Schönenberger Gotteshauses verursachte lebhafteste und gelegentlich sehr gereizte Auseinandersetzungen zwischen den Bergleuten, die eine Kirche anstrebten und der Gemeinde Wädenswil, welche die Abtrennung von Schö- nenberg verhindern wollte. Die „ob der Aa“ begründeten ihre Sache u. a. mit der Klage „sy werdend durch den wyten Kirchweg abgehalten, das Wort Gottes zu hören, da es nicht nur eine gemeine sabatsreis, sondern wol eine halbe tag- reis wyt sei zur Kirchen Wedischwohl, also daß Junge und Alte, etwan auch presthaffte nicht vil zur Kirchen kommen könnend: wir werden uns, fahls das Gesuch gut geheissen wird, nicht nur 7 tag freuwen, sondern die tag unseres Le- bens wie die Juden zur Zyt Zerubabels.“ Wie bereits bemerkt, widersetzte man sich in Wädens- wil den Wünschen Schönenbergs und schrieb u. a. an die Oberbehörde, „die Kirchen zu Wä- denschweil sey wie bekannt so eng und klein, daß nur der halbe theil volks, wann es nach Gebühr den Gottesdienst besuch, darin gemächlich Plaz habe und deswegen an Sonntagmorgen und an-

dern Festtagen ein ärgerlich rauf, stoßen, Truck, wegreißen entstehe, daß besorglich, wann nicht Abhülff geschafft werde, Schlaghändel in der Kirche selbst, und außert derselben Mord und Totschlag, wie es dann an ernsthaftem Treu- wen nicht mangle, erfolgen dürften, deswegen gar viel Bergleuth gezwungen werden, sich des Kirchgangs halb zu zerstreuen, die eint nach Horgen, die andern auf den Hirzel, die dritten anderswo zur Kirchen lauffen und zweifelsfrei ein großer theil unter dem Schein und Vorwand, sie gange da- und dorthin, gar daheim bleiben und also den Gottesdienst mit Gefahr ihrer See- len unverantwortlich versäumen.“ Mit dieser Ein- gabe wollte nun Wädenswil nicht etwa, wie man glauben könnte, das Vorhaben Schönenbergs auf Abtrennung unterstützen, sondern dartun, daß bei ihnen der Bau eines neuen Gotteshauses dring- lich geworden, aber nur möglich sei, wenn sein Kirchengut nicht durch den Weggang von Schö- nenberg geschmälert werde.

Der Rat in Zürich willfahrte den Bergleuten. Die Kirche von Schönenberg wurde um 8905 Gulden erbaut, 1703 eingeweiht und im Innern geschmückt mit sieben großen und vier kleinen, von Ratsmitgliedern gestifteten Wappenscheiben. Wie aus einem Aktenstück von 1779 ersichtlich ist, wurden sie durch einen heftigen Sturm be- schädigt und vermutlich wegen der Kosten nicht mehr hergestellt. Beim Bau von Kirche und Friedhof ward auf Grund der Erfahrungen im 1. Villmergerkrieg sowohl bei der Wahl des Bauplazes, wie bei der Erstellung der Umfas- sungsmauern auf allfällig wiederkehrende feind- liche Angriffe Rücksicht genommen, indem man den Kirchhof mit Palisaden und zwei Geschützen versah. Eine Reihe von Höfen, die nach Hirzel und solche im Richterswiler Berg, bezw. Hütten, die nach Richterswil eingepfarrt waren, fanden nun Anschluß an die neugegründete Pfarrei Schönenberg. (1922 erhielten auch die katholi- schen Bergleute von Schönenberg und Umgebung eine Kirche.) Auf der Nordseite des reformier- ten Gotteshauses befinden sich an der Mauer die teils in Sandstein, teils in Marmor gemei- ßelten Grabmäler der einstigen Pfarrherren, und bei der südlichen Friedhofmauer erinnern von der Gemeinde gestiftete Grabsteine an den Musi- kanten und Patrioten Konrad Hauser ab der Risi (1774—1858), den Sekretär Willis im



Schönenberg (Kt. Zürich).

Photo-Centrale Chailwil.

Bockenkrieg, und an den im Sonderbundskrieg, am 23. November 1847 bei Meyerskappel gefallenen Stefan Landis.

In diesem Zusammenhang sei kurz eines Begräbnisbrauches erwähnt. Verstorbene männliche Personen werden, bevor man sie in den Sarg legt, mit weißem Hemd, schwarzer Kravatte und einem dunkeln oder schwarzen Sonntagsanzug bekleidet. Während der Abdankung in der Kirche bringt der Totengräber über dem offenen Grabe ein hölzernes Gestell an und befestigt daran die Kränze, so daß nachher den Angehörigen der Blick ins Grab verhüllt ist. Wenn die Leidtragenden den Heimweg angetreten haben, wird das Gestell entfernt und das Grab zugeschaufelt. Früher soll es vorgekommen sein, daß diese Arbeit erst gegen Abend oder tags darauf vorgenommen wurde, falls der Sigrift etwas „Dringlicheres“ zu tun hatte.

Und nun sei noch kurz der Männer gedacht, die von Schönenberg stammten oder von Amtes wegen dort tätig waren und über die Grenzen des Dorfes hinaus bekannt geworden sind.

Aus dem 18. Jahrhundert seien erwähnt der Musterbauer Hans Rudolf Hägi und Heinrich Leuthold, Schullehrer und Geschworener, der am

25. Januar 1798 von der Kanzel herab eine Rede im Sinne des Umsturzes verlas, hierauf in den „Auschuß zur Beratung der Beschwerden und Wünsche des Volkes“ und am 18. Februar in die Landesversammlung von Zürich gewählt wurde. Weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus hat der aus einer Schönenberger Bauernfamilie gebürtige Dichter Heinrich Leuthold sich einen Namen erworben. Da über dessen Leben und Werk eine sehr reichhaltige Literatur vorhanden ist, dürfen wir uns mit den nötigsten Angaben begnügen. Heinrich Leuthold wurde 1827 in Békifon geboren, wo sein Vater ein kleines Bauerngut bewirtschaftete. Nach einer freudlosen Jugendzeit studierte er unter Entbehrungen und unterstützt von Gönnern Rechtswissenschaft an den Universitäten von Zürich, Bern und Basel, ohne das Studium mit dem Staatsexamen abzuschließen. Während seiner Studentenzzeit in Zürich besuchte er gelegentlich seinen Heimatort, verbrachte aber die Ferien meist im Doktorhause in Hirzel, wo man den schönen, talentvollen und poetisch veranlagten jungen Mann gerne aufnahm und mit Rat und Tat unterstützte. Nach einem Aufenthalt in Italien, wo er sich der lyrischen Dichtkunst hingab, wurde er auf den Rat

Jacob Burckhardts vollends zur Dichtkunst ermuntert und nach München gewiesen, wo er, von wenigen Unterbrechungen abgesehen, blieb, bis er, vom Irrsinn umnachtet, 1877 nach Zürich ins Burghölzli gebracht werden mußte. In München fand er, gestützt auf die Empfehlungen Burckhardts, seines frühern Lehrers, u. a. Aufnahme im Hause des Rechtshistorikers J. C. Bluntschli und bei Paul Heyse. Später war er oft zu Gast bei Wilhelm von Kaulbach und seinem Wädenswiler Landsmann, dem sehr geschätzten Landschaftsmaler Johann Gottfried Steffan. In der Dichter- und Künstlerschenke zum „Krokodil“ lernte er aus dem sog. Münchner Kreise kennen: Geibel, Wilbrandt, Lingg, von Bodenstedt, Grosse, Geibel u. a. Am engsten befreundet war er aber mit Böcklin und Lenbach, der ein sehr gutes Bildnis von ihm gemalt hat. Leuthold dichtete, schrieb Zeitungsartikel, besorgte eine Zeitlang die Schriftleitung nationalliberaler Zeitungen und meisterhafte Übersetzungen, brachte es aber in materieller Hinsicht auf keinen grünen Zweig. Not und Sorge wichen nie von ihm, und oft befand er sich in maßloser Niedergeschlagenheit und Verbitterung; hatte er dann stunden- oder tagelang über verschütteten Bildern gebrütet, so begab er sich seiner Gewohnheit gemäß in die Weinschenke, wo er in Gesellschaft von Felix Dahn, Arnold Böcklin und andern im Trunke Vergessenheit suchte. Dabei taute er in der Regel auf, war fröhlicher Laune und voll von geistreichen Einfällen, und wenn dann tief nach Mitternacht der große Mann sich von seinem Sitze erhob und den Freunden in der Runde mit dröhnender Stimme eines seiner Gedichte, etwa „die Schlacht von Cremona“ oder das Trinklied vortrug:

Greift zum Becher und laßt das Schelten!
 Die Welt ist blind —
 Sie fragt, was die Menschen gelten,
 Nicht, was sie sind.
 Uns aber laßt zechen und krönen
 Mit Laubgewind
 Die Stirnen, die noch dem Schönen
 Ergeben sind!
 Und bei Posaunenstößen,
 Die eitel Wind,
 Laßt uns lachen über Größten,
 Die keine sind,

so glaubte wohl der eine und andere seiner Hörer einen Rhapsoden aus längst entschwundener Zeit vor sich zu haben.

Aber nur zu bald kamen für Leuthold wieder die trostlosen Tage der Ernüchterung, des Leides,

des Zwiespalts, und bei alledem nahm seine Lungenkrankheit immer drohendere Formen an. Wie er in einem Briefe schrieb, warf man ihm immer wieder — und zwar mit Recht, wie er selbst gesteht — vor, daß er mehr hätte tun sollen für eine gesicherte Existenz, für eine regelmäßige Beschäftigung und einen ausreichenden Erwerb zur Gründung einer Familie. „Dieser Vorwurf,“ sagt Leuthold, „trifft mein ganzes Leben, und ich weiß dagegen in der Tat nichts zu meiner Rechtfertigung vorzubringen, als daß eben dieses Leben, daß all mein Sinnen und Trachten von jeher weniger auf materielle, als auf geistige Güter gerichtet war, die der nüchterne Verstand mit Recht als imaginär bezeichnet.“ Als Leuthold eines Tages von befreundeter Seite auf eine einträgliche Anstellung aufmerksam gemacht wurde, sprach er: „Die Sache ist mir willkommen, vorausgesetzt, daß ich dazu komme, ohne Kriecherei, die ich nie verstand und in meinen alten Tagen nicht mehr lernen mag.“ 1864 schreibt er an Lina Schultheß, die samt ihrer Tochter Rita mit dem Dichter jahrelang den harten Lebensweg teilte: „Wenn sich die Dinge nicht ändern, so wollte ich den Rest meines Lebens lieber in einem Armen- oder Krankenhaus verbringen oder überhaupt nicht mehr existieren, denn ein solches Dasein voll Mühsal und Entbehrung und Verdruß ist kein Leben mehr.“

An Leutholds Dichtkunst rügt die literarische Kritik, daß ihr Inhalt nur selten das Ergebnis eines zur Darstellung zwingenden innern Erlebnisses sei, anerkennt dagegen die große, oft bezaubernde künstlerische Vollendung der Form, die „süßen Wohllauts“ voll ist. Wenn auch der Dichter im Blick auf sein Leben, das von der Wiege bis zum Grabe einen tragischen Verlauf nahm, von Schuld nicht frei zu sprechen ist, so ist andererseits nicht außer acht zu lassen, daß er von Kindheit an zu tragen hatte an dem Blute, das er von einer dem Triebleben ergebenen Mutter und einem zu Trunksucht und Irrsinn neigenden Vater mit auf den Lebensweg bekommen hatte.

Kurz nach Leutholds Tode, 1879, schrieb Adolf Wilbrandt an Prof. Bächtold in Zürich: „Eine verhängnisvolle Komposition: Edles und Unedles wie grelle Farben nebeneinander gestellt; ein Organismus voll wilder Kraft, die ihn zu Ausschreitungen drängte, eine harte Jugend, frühe Verbitterungen, stachelnder Reiz auf Glück und Erfolg falscher Größen, die er überfah und grimmig verachtete; daneben aber ein Herz voll

Liebefähigkeit und hoher Gefühle, wenn die Stunde gut war."

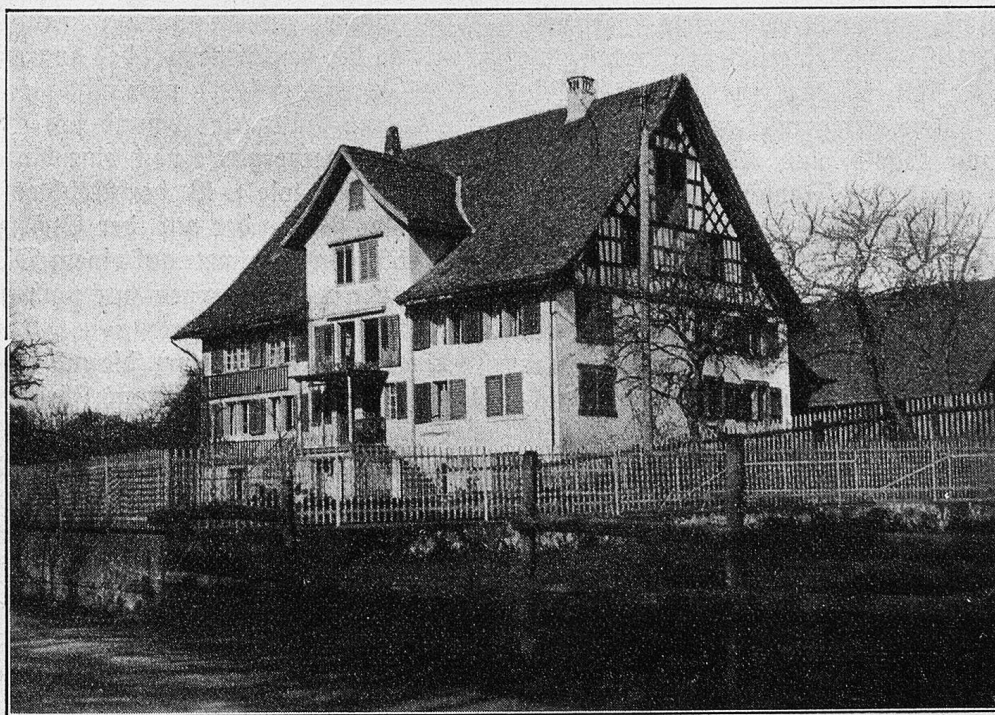
Eduard Lauchenaue, der Leutholds Leben und Werk eine einläßliche Dissertation gewidmet hat, schreibt zutreffend: „Bei aller Kritik bleibt ein ungelöster Rest. Der Zauber, der von einzelnen Liedern und Gedichten Leutholds ausgeht, ist noch nicht erklärt; weder über den Menschen noch über den Künstler ist man sich einig. — Ist sein Geheimnis die virtuose Technik? Ich glaube, zauberhafter als alle Technik ergreift das große Leid, das an dieser Dichtung haftet" und — könnte man noch beifügen: das seinen Ausdruck zum Teil gefunden hat in den Worten:

So mein Herz, das keinen Freund, keine Heimat hat.
Wie der Sturmwind, der über die Heide pfeift,
Ohne Rast, ohne Ruh, ohne sichere Statt,
So mein heißer Sinn über die Erde schweift,

An einer Geldsammlung zugunsten des dem Irrsinn anheimgefallenen, mittellosen Dichters beteiligte sich u. a. lebhaft Pfr. Conrad Menzel in Schönenberg, der sich mit den Männern des ehemaligen Münchner Dichterkreises, vor allem

Pfarrer nach Schönenberg. Während seiner Gymnasialzeit war in ihm die Liebe zu Musik und Gesang in hohem Maße geweckt und gefördert worden durch den bekannten Liederkomponisten Friedrich Silcher. Und so pflegte denn der leutselige, geistreiche und volkstümliche Pfarrherr später neben seiner Amtstätigkeit und dem Dienst an gemeinnützigen Bestrebungen vor allem das gesanglich-musikalische Leben seiner Gemeinde. „So ist", heißt es in einem Nachruf, „der jetzige Taufstein in der Kirche von Pfr. Menzel förmlich erfungen worden." Daneben verfaßte Menzel Gelegenheitsgedichte, die „Trostlieder an Kindergräbern" und das Passionslied „Wenn dir dein Zion Palmen streut", Nr. 107 des reformierten Kirchengesangbuches der deutschen Schweiz. Er starb 1890 und wurde in Schönenberg begraben.

Wer von Schönenberg Wädenswil zu wandert, gelangt zum Mühlestalden, wo die zu den schönsten Riegelhäusern des Zürichseegebietes gehörende Hauser-Mühle steht, und weiterhin zum Weiler Tanne mit dem Elternhause des einsti-



Der „Tannenhof" (Schönenberg), Geburtshaus von Bundesrat Scherer.

mit Geibel in Lübeck, ins Einvernehmen setzte und auch im eigenen Wirkungskreis Gönner warb. Menzel wurde als Sohn des namhaften Geschichtschreibers und Literaten Dr. Wolfgang Menzel 1834 in Stuttgart geboren, studierte in Tübingen und Basel Theologie und kam 1864 als

gen Bundesrates Scherer, dem sehr behäbigen Tannenhof. Scherer machte den Sonderbundsfeldzug mit als Kavalleriecorporal, rückte rasch im Grade vor und bekleidete 1867 als Oberst die Stelle eines Instructors der Kavallerie. 1869 wurde er von der demokratischen Partei des Kan-

tons Zürich in den Regierungsrat, im Herbst des nämlichen Jahres in den Nationalrat und 1872 von der Bundesversammlung an Stelle des ausscheidenden Dubs zum Bundesrat gewählt, dem er 1875 als Präsident vorstand. So hatte sich Scherer durch Fleiß, Pflichttreue und Tüchtigkeit in kurzer Zeit zur höchsten Stelle eines schweizerischen Staatsmannes emporgearbeitet. Bundespräsident Schenk sagte am Grabe seines früh verstorbenen Freundes u. a.: „Der Dahingegangene besaß einen scharfen Verstand, einen eisernen Willen und trefflichen Mannesmut. Freunde und Gegner sind bewegt vom Gefühl, einen hervorragenden Eidgenossen verloren zu haben. Er war ein Mann von ausnehmender Klarheit, von durchdringender Schärfe im Denken und Urteilen, wunderbar rasch jede Frage, jedes Verhältnis erfassend und begründend, weit- und umsichtig. Aus sich selbst emporgewachsen, mehr durchs Leben gebildet als durch die Schule, in immer größerem Wirkungskreis seiner Kraft sicher geworden, war er ein Mann von ausgeprägter Selbstständigkeit, eigene Wege gehend, jedoch Gründen und besserer Belehrung nie verschlossen, geschäftsgewandt, wie selten einer und von einem Fleiße und einer Arbeitsamkeit, die jeder Geschäftslast Meister wurde. Schneidig und streitbar, stets gewappnet, im parlamentarischen Kampfe Schild und Speer meisterhaft führend, ein wertvoller Freund, ein gefürchteter Gegner.“

Vom Weiler Tanne führte noch im 19. Jahrhundert ein öfters begangener „Bilgeriweg“¹ nach Einsiedeln. Da befand sich in alter Zeit ein der Sankt Anna geweihtes Heiligtum, eine Kapelle oder ein Bildhäuschen, daher der Ortsname Sant Anne oder kurzweg Tanne, der schon 1347 bezeugt ist.

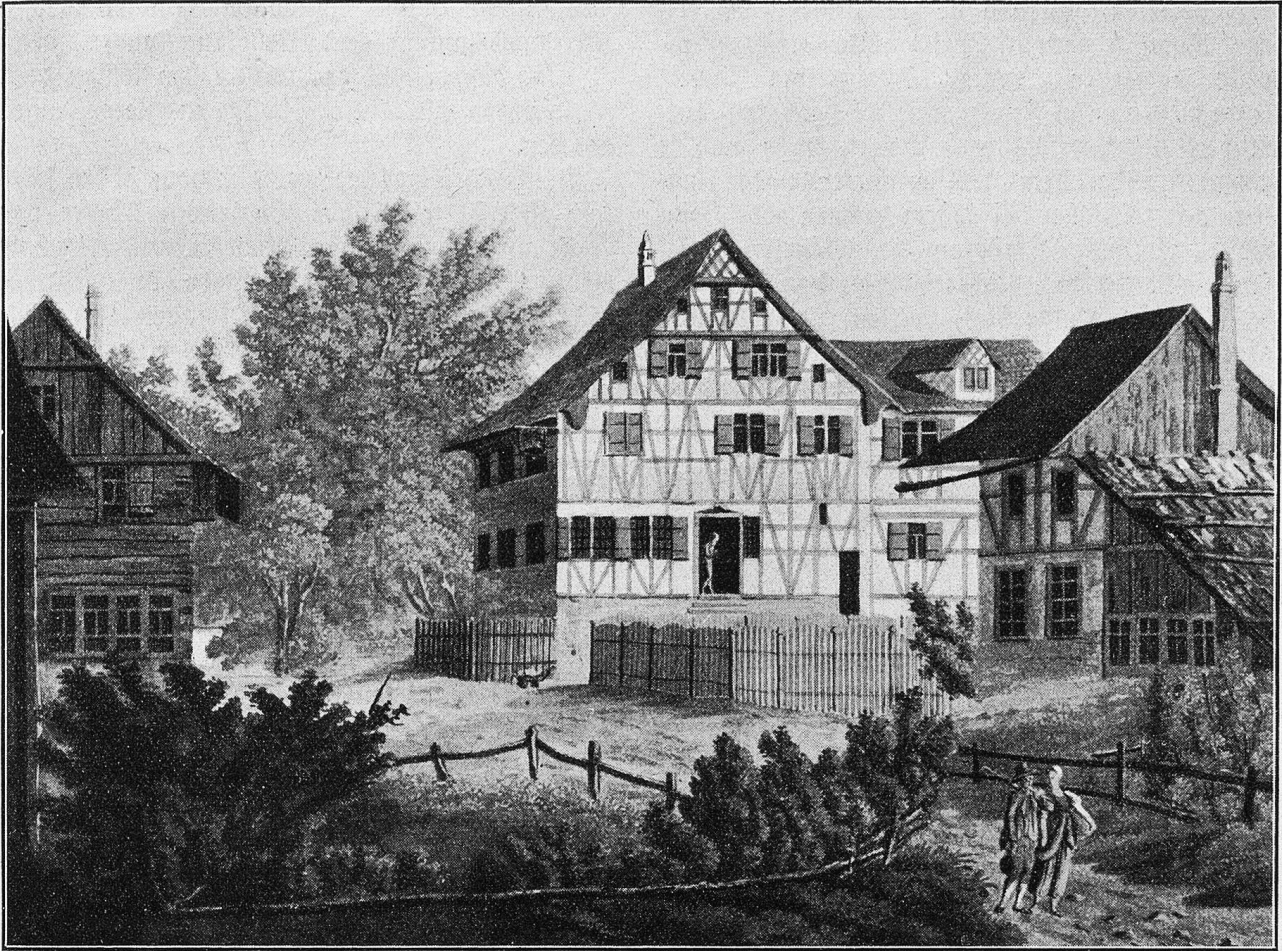
Von Schönenberg erreicht man Hütten in einer schwachen halben Stunde. Der mit Tannentwald bekleidete, etwas düstere Hohe Ron („de Höh Ran“) bildet das Wahrzeichen des Hüttner Landschaftsbildes und schließt den Gesichtskreis nach Süden hin ab. Durch die Aufschüttung von Moränen und Schotter ist besonders der oberste Teil der Zimmerbergkette zu einem vortrefflichen Sammelgebiet geworden für Quellwasser, das früher fast unbenützt abfloß, heute dagegen gesucht und geschätzt wird. Es sei nur an die großarti-

gen Wasserfassungen der Stadt Zürich im Sihl-Lorzegebiet erinnert (1896—1905). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erkannten Jakob und Walter Treichler, die Söhne eines Wolltuchfabrikanten in Wädenswil, die Bedeutung der elektrischen Kraftübertragung für die Industrie und strebten die Erstellung eines Elektrizitätswerkes an der Sihl bei Hütten-Schönenberg an. Unermüdlich tätig in ihren Verhandlungen betreffend Erwerb des nötigen Landes, der Konzession und der Beschaffung des Geldes, ruhten sie nicht, bis das „Sihlwerk“, eines der ersten größeren Elektrizitätswerke der Schweiz, gebaut war, das das linke Seeufer von Richterswil bis zur Stadtgrenze und auch Menzingen mit Strom versorgt, und heute dem Kanton gehört.

Der etwas melancholische, sagenumwobene Hüttnersee — ursprünglich Bibent- und Wibentseeli genannt — ist zur Hälfte verlandet. Die Fischerei darin gehörte einst dem Landvogt zu Wädenswil, der sich jedoch mit der jährlichen Lieferung von 400 schönen Krebsen begnügte. Auffällig ist am See eine lange, aus Geschiebmaterial (Rotackerstein, Alpenkalk usw.) erstellte lange Mauer zur Gewinnung kulturfähigen Bodens, an der die Bewohner des angrenzenden Gebietes seit Jahrzehnten planmäßig gebaut haben. Nebst dem Hüttnersee befand sich auf der südlichen Zimmerbergkette noch eine Anzahl anderer kleiner Seen, wie z. B. der Beichlensee im Wädenswiler Berg, der auf der Ohgerschen Karte von 1667 eingezeichnet, auf einem Diezingerschen Plane von 1830 dagegen nur noch als Sumpfland angedeutet ist.

H ü t t e n (740 Meter), die am südlichsten gelegene Gemeinde des Kantons Zürich, besteht aus der Hauptsiedelung bei der Kirche und vielen zerstreuten Höfen, teils westlich vom Dorfe gegen die tief eingeschnittene Sihl hinab, teils am südlichen Berghang unter der Hüttner und Richterswiler Egg, wie Mistlibühl und die in lieblichem Bergtäälchen versteckten Höfe Vorder- und Hinter-Schöna, wo noch Kirsch- und andere Obstbäume vorkommen. Hütten ging vermutlich aus den ehemals hier befindlichen Alpen und Sennhütten der Gemeinde Richterswil hervor, denn in einer Urkunde von 1270 („Ze dien Hütten“, d. h. bei den Sennhütten) ist die Rede von sog. Schweigen oder Weiden. Die Siedelung bei der Kirche und die vielen Höfe gehörten seit ältesten Zeiten zur Pfarrei St. Martin in Richterswil. Da die Bergleute besonders zur Winterszeit bei hohem Schnee das zwei Stunden entfernte Got-

¹ Er fiel nach Pfister nicht durchgehends zusammen mit der heutigen alten Einsiedlerstraße, die von Boden über Sträßhus, Burstel und Beichlen führt, sondern nahm seine Richtung über Eisenrüti-Mittelberg-Tanne-Egg-Jopf nach Einsiedeln.



Der Gasthof „zur Krone“ in Hütten.

(Graphische Sammlung der Zentralbibliothek in Zürich).

teshaus auf den ungebahnten Wegen nur unter größter Mühsal erreichen und Tausen und Begräbnisse oft fast nicht vornehmen konnten, gelangten sie wiederholt an die Obrigkeit mit der Bitte um eine eigene Kirche. 1490 ward ihrem Wunsche teilweise entsprochen durch die Erbauung der Kapelle St. Jakob, in der wöchentlich eine Messe gelesen und von der Reformation an vom Pfarrer der Mutterkirche alle 14 Tage eine Kinderlehre gehalten wurde, was die Leute von Hütten aber nicht recht befriedigte. Als Folge der unzureichenden kirchlichen Fürsorge breiteten sich im 17. Jahrh. im Richterswiler Berg bzw. in Hütten, die Wiedertäufer, die sich bei ihren Zusammenkünften auf den entlegenen Berghöfen sicher fühlten, stark aus.

Im Rapperswiler- oder 1. Villmergerkrieg (1656) hatte die Bevölkerung von Hütten schwer zu leiden. Nachdem bereits Friedensverhandlungen im Gange waren, brachen die feindlichen Truppen von Schindellegi her in den Richterswiler Berg ein, vertrieben die schwachen Besat-

zungen von den Schutzwehren beim Sternen und an der Bellen, verübten — dem sträflichen Brauche der Zeit gemäß — Raub und rohe Gewalttaten aller Art und verbrannten nebst 15 Häusern auch die Kapelle St. Jakob: „Dz Kilchly hütten sambt der Bellen wurde genzlich ruiniert.“ Nun mußte alt und jung abermals den beschwerlichen Weg nach Richterswil antreten. 1668 bewilligte man ihnen eine neue Kapelle. Allein in Hütten verstummte der Wunsch nach Selbständigkeit und einem eigenen Pfarrer nicht. Der Geistliche von Richterswil unterstützte sie in ihrem Anliegen, indem er an den Rat u. a. schrieb: „Sie kommen bei Wind und Wetter den zweistündigen Weg in die Kirche Richterswil, oft durch tiefen Schnee, stehen da in der (ungeheizten) Kirche, bleich und blau, schlottern und müssen, wenn sie genugsam gefroren haben, wieder den gleichen weiten und beschwerlichen Weg hungrig zurück, wobei es oft später Abend wird.“ Nachdem die Leute von Hütten von 1703—1752 der neu gegründeten Pfarrei Schönenberg zuge-

teilt gewesen, erhielten sie einen Vikar, der seinen Wohnsitz zwar in Zürich hatte, in ihrer Kapelle aber jeden Sonntag Predigt und Kinderlehre hielt und an Festtagen das Abendmahl darreichte. Mit der Zeit verhalf man ihnen auch zu einem Kirchhof, denn, wie sie immer wieder klagten, war es bisher bei hohem Schnee oder Hochwasser oft äußerst mühsam, ja gefährlich gewesen, die Toten nach Richterswil zu bringen. 1824 beschloß der Kleine Rat, Hütten zur selbständigen Pfarrei zu erheben. 1856 ward das heutige Gotteshaus gebaut.

Schwere Tage erlebten die Bewohner von Hütten abermals während des 2. Willmergerkrieges 1712. Auf zürcherischer Seite wurden gegen feindliche Einfälle die Sternen-, Eich-, Bellen- und Hüttnerschanze errichtet und für den Fall eines Durchbruches weiter rückwärts eine zweite Verteidigungslinie gebaut mit Wolfbühl, Schönenberg und Altschloß Wädenswil als Stützpunkten. Die Sternenschanze im Richterswiler Allmendgebiet ist vollständig erhalten geblieben; gänzlich abgegangen ist die Eichschanze, die sich in der Gegend des Bahnhofes Samstagern befand; gut erkennbar jedoch sind die einstigen Standorte der Bellen am nordöstlichen Ende des Hüttnersees (ein nahe gelegenes Haus heißt zur „Bellen“) und der Hüttnerschanze auf steilem Hügel (778 Meter) südlich vom Dorfe. In den Gefechten bei den Schanzen zeichnete sich auf zürcherischer Seite Rittmeister Joh. Jb. Eschmann von Wädenswil durch Klugheit und außerordentliche Kühnheit aus.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwarb sich das stille, aussichtsreiche Dorf Hütten einen bescheidenen Ruf als Milch- und Wolkencurort, und es fehlte auch in der zweiten nicht an

Leuten vom Lande, die während einiger Wochen zur Ausspannung und Erholung nach Hütten gingen; dagegen ist der Ort in den letzten dreißig Jahren als Kurort völlig in Vergessenheit geraten.

Anläßlich seiner Gebirgsreise vom Jahre 1797 kam Goethe mit seinen Begleitern Meher und Geist am 28. September nach Hütten. „Um halb elf Uhr“, schreibt Wilhelm Bode in „Goethes Schweizerreisen“, „erreichten sie den Ort Hütten, der oberhalb des Hüttnersees freundlich gelegen ist. Hier machten sie Mittagspause bis zwei und plauderten mit den Honoratioren. Der Pfarrer begleitete sie dann ein Stück Weges. Die Aussichten waren schön und wurden immer schöner. Als sie den Grenzstein zwischen Zürich und Schwyz erreichten, ward des alten Uberglaubens erwähnt, den die Schwyzer immer noch festhielten: Wenn man dem Zürcher Wappen auf diesem Steine einen Schlag gebe, fühle es der ganze Kanton übel.“ Zu den Männern, mit denen sich Goethe in Hütten unterhielt, gehörte Landrichter Hiestand, dessen Urenkel hier gegenwärtig das Gemeindeschreiberamt bekleidet. Könnte Goethe seine Bergreise, die ihn auf mühsamem Wege von Richterswil über Hütten nach Einsiedeln und weiter in die Berge führte, nochmals ausführen, so stünde ihm auf Zürcherboden das Postauto zur Verfügung, das, von den Bergleuten längst ersehnt, heute nun den Post- und Personenverkehr der drei Dörfer mit den nächstgelegenen Bahnstationen am See besorgt. Aber die Strecke von Hütten nach Schindellegi würde er wohl abermals zu Fuß zurücklegen, weil sie die höchstgelegene, herrlichste und aussichtsreichste im Gebiet des Zürichsees ist.

Meine Taschenuhr.

Wie fühl' ich dich an meinem Herzen schlagen,
Du starkes, reges, goldnes Herz der Zeit!
So wandern wir selbender sonder Zagen
Den dunkeln Stundenweg der Ewigkeit.

Der Zeiger kreiset stetig in der Runde,
Ein Sinnbild, wie das Weltenuhrwerk kreist;
Dein Herz, o Mensch, ist endlich wie die Stunde,
Unendlich wie die Runde ist dein Geist.

Peter Rosegger.

Pilgerfahrt zu Peter Roseggers Grab.

Nach fünfzehnstündiger Eisenbahnfahrt, die mich über den Arlberg hinein ins Tirol und durch die grüne Steiermark trug, wandere ich gegen Abend einsam der rauschenden Mürz entlang. Der Herbstwind weht die welkenden Blätter von den Bäumen. Graue Nebelschwaden treiben über den dunklen Bergwald her. Ein letzter Sonnenstrahl bricht durch das Gewölk und taucht die

abendliche Landschaft in warmes, goldenes Licht.

Das also sind des lieben Roseggers traute Heimatberge, sein Heimatshimmel, seine Heimatsonne! — So hab' ich mir seine Heimat immer vorgestellt, wenn ich als junger Mensch, von seinen Schriften tief ergriffen, den Wunsch in mir hegte, „meinen“ Lieblingsdichter einmal im Steirerlande aufzusuchen und ihm zu sagen, wie